

Die Neue Welt

Nr. 21

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Es war ein feuchtwarmer Aprilmorgen, an welchem die Sachseingänger aus Halbenau aufbrachen zur Reise nach dem Westen. Ein Himmel wie Wolke. Hin und wieder matte Sonnenblicke, wie verschlafene, durch grämliche Nebel.

Auf einem Leiterwagen kauerten sie beieinander, Männer und Weiber, mit ihren Habseligkeiten. Die Mädchen saßen auf Läden und Federbetten, die Burschen hatten leichtere Bündel zwischen den Knien. Vorn beim Kutscher, auf einem bevorzugten Platze, saß Pauline, ihren Jungen im Schooße, neben ihr Ernestine.

Gustav ging umher, die Uhr in der Hand, und hielt besorgt Umschau. Drei von seinen Mädchen fehlten ihm; sie waren in ihren Wohnungen nicht aufzufinden, wahrscheinlich hielten sie sich versteckt. Der Entschluß, in die Fremde zu gehen, mochte sie nachträglich gereut haben. Von Einer hieß es, daß sie sich einem anderen Trupp angeschlossen habe, der bereits zeitiger die Fahrt nach den Nibengütern angetreten hatte. Der Aufseheragent hatte also Recht behalten: es brannten immer Einige durch.

Gut, daß Gustav noch den fünften Mann gefunden hatte in der Person eines polnischen Arbeiters. Rogalla, so hieß er, saß jetzt mit unzufriedener Polenmiene in einem Schafpelz gehüllt, mit langem, schwarzem Haupthaar und Schnurrbart, wie ein fremder Vogel unter den blonden Halbenauerinnen und kante Tabak.

Der frühen Stunde zum Troste, hatte sich doch eine ganze Anzahl Leute aus dem Dorfe zusammengefunden, um Abschied von den Wanderern zu nehmen. Da wurde im letzten Augenblicke noch alles Mögliche herbeigeschleppt: Kleidungsstücke, Bettzeug, Schwaaren. Auch einige junge Burschen hatten sich eingefunden, wohl ihrer Mädchen wegen, die in die Fremde gingen.

Den Meisten wurde der Abschied schwerer, als sie es sich anmerken lassen wollten. Wer konnte wissen, was ihrer da draußen wartete! Und auch den Zurückbleibenden war das Herz schwer. Mancher junge Mann jagte, daß ihm die Geliebte, die er widerwillig ziehen ließ, in der Fremde die Treue brechen möchte. Manche Mahnung und Warnung wurde da noch durch Blick und Händedruck mit auf die Reise gegeben, ohne Worte, zu denen es keine Zeit mehr gab.

Der Einzige von der ganzen Gesellschaft, dem es leicht um's Herz schien, war Häschkekarl. Heute hatte er wieder seinen buntscheckigen Bagabundenanzug angelegt. Den Hut verwegend auf einem Ohre, ein rothes Halstuch statt eines Kragens, sah er einem Stromer verzweifelt ähnlich. Jetzt, wo es auf die Reise ging, fühlte er sich erst wieder wohl und behaglich. Und diesmal sollte er noch dazu

in guter Gesellschaft walzen. Eine ganze Mandel „Schicksen“ waren mit — so nannte er die Mädchen — da würde sich's schon leben lassen. Er summete ein Wanderlied vor sich hin. Als der kleine Gustav auf Paulinen's Schooß unruhig wurde und zu schreien anfing, brachte er die „Quarre“ durch eine feiner drolligen Grimassen schnell wieder zur Ruhe.

Die Büttnerbäuerin war auch herausgehumpelt, ihrer Lähme zum Troste. Zwei von ihren Kindern gingen ja mit hinaus in die Fremde. Gustav, ihr bester Sohn, und Ernestine, ihre Jüngstgeborene.

Die alte Frau hatte es bisher garnicht recht glauben wollen, daß aus diesem abenteuerlichen Plane etwas werden solle. Zu so vielen Sorgen und Kümmernissen der letzten Zeit kam nun auch noch die Zerspaltung der Familie! Das war zu viel! Als sie den Wagen sah mit den Wanderern und dem Gepäck, drohten sie die Kräfte zu verlassen. Zum Abschied hatte sie nur ein sinnloses Gestammel: „Ne, ach Gutt! Gustav! Ne, ach Gutt, Pauline! Paß ad auf's Ernestine uff. Ne, ach Gutt — ach Du lieber Herr Gutt! — Neue — was wern mer ad Alles noch derlaben!“

Gustav mußte es den Frauen überlassen, von der Mutter zärtlichen Abschied zu nehmen. Er war ganz von der neuen Pflicht in Anspruch genommen, die schon wie eine schwere Verantwortung auf ihm lastete und ihn hart und ungesellig erscheinen ließ.

Er glaubte, daß sie nun nicht länger warten dürften, wenn sie den Zug nicht versäumen wollten. Er schwang sich auf den Wagen und gab den Befehl zur Abfahrt.

Die Peitsche des Kutschers hob sich, die Pferde zogen an. Noch ein Händedruck, ein Schluchzen, ein Winken, ein Mügenschwenken. Im Trabe ging's durch's Dorf. Vor den Häusern standen Leute, welche den Wanderern ein freundliches Wort zuriefen. Dann zeigte das letzte Gehöft des Dorfes, der Büttner'sche Hof, seine Giebelseite. Gustav blickte noch einmal dort hinüber. Er hatte den Vater nicht gesehen vor der Abreise. Ganz in der Frühe heute wollte er noch zu ihm gehen, aber dann hatte er's doch gelassen. Als Vorwand war ihm die Geburt von Toni's Kind gerade recht.

Er trieb den Kutscher zur Eile an. Jetzt auf einmal war es ihm, als könne er nicht schnell genug von der Heimath wegkommen.

An bekannten Feldern ging's vorbei, an Bäumen, Steinen und Wasserläufen. Nun zog sich der Weg ein Stück durch den gräßlichen Wald. Dann hatte man die Halbenauer Flur verlassen.

Eine Stunde darauf saßen sie eng zusammengepackt in einem Wagen vierter Klasse mit fremdem Volk, Sachseingänger gleich ihnen, die schon weit her

kamen aus dem Osten. Unheimliches Gefindel mit braunen Gesichtern, das untereinander eine unverständliche Sprache redete.

Als Pauline mit einem dieser schmutzstarrten, kraushaarigen Frauenzimmer den schmalen Sitz theilen mußte, verlor sie alle Fassung, nachdem sie vorher tapfer mit dem Heimweh gekämpft hatte. Sie nahm ihren Jungen dicht an sich und hauchte nach Gustav's Hand.

Das war fürwahr eine traurige Nachfeier ihrer Hochzeit!

XIX.

Der Termin zur Zwangsversteigerung war herangekommen. Subhastationen waren im Bezirke dieses Amtsgerichts nichts Seltenes gewesen in der letzten Zeit. „In diesen Zeitläufen fallen die Bauern wie Fliegen von der Decke, wenn es Winter wird, hatte erst kürzlich ein Kenner geäußert. Man war im Allgemeinen ziemlich abgestumpft gegen bäuerlichen Bankrott.“

Zimmerhin machte es einiges Aufsehen, als bekannt wurde, daß das Büttner'sche Bauerngut unter den Hammer kommen solle. Einmal, weil es ein großes Grundstück war, das nicht, wie die meisten anderen seiner Art, heruntergewirtschaftet und ausgeraubt war. Dann gab es auch noch Nebenumstände, die den Fall interessant machten. Man wußte, daß die Herrschaft Saland um das Bauerngut gehandelt hatte und, nachdem der Handel so gut wie abgeschlossen gewesen, davon zurückgetreten war. Das gab zu allerhand Vermuthungen Anlaß. Die Herrschaft hatte sich bisher noch nie einen Bauern, der „wackelig“ wurde, entgehen lassen und hatte, nach der Behauptung kleinerer Güterhändler, die Preise des Grund und Bodens auf diese Weise nicht wenig in die Höhe geschraubt. Es war auffällig, daß sich die Herrschaft bei diesem Bauerngute, welches ihr geradezu vor der Nase lag, so zurückhaltend benahm. — Ungewöhnlich wurde der Fall auch dadurch, daß der betreibende Gläubiger kein Anderer war, als der eigene Schwager des bankerotten Bauern. Was konnte der Mann für ein Interesse an dem Untergange seines Schwagers haben? fragte man sich unwillkürlich. Wollte er das Gut aus der Subhastation billig erstehen? Und wozu sollte er, als Besitzer einer großen Gastwirthschaft, sich mit so bedeutendem Grundbesitz belasten? —

In der Gerichtsstube begannen sich von früh neun Uhr ab einzelne Leute einzufinden. Meist waren es Neugierige, Gerichtsbummler, die selten bei solchen Anlässen fehlen.

Die eigentlichen Interessenten saßen drüben im „Löwen“. Der Gasthof lebte geradezu von den Gerichtsverhandlungen, denn dort pflegten vor und

nach den Terminen Freund und Feind einzukehren. Dort stärkten sich die Parteien zu schwerem Gange, dort tranken Richter, Staatsanwalt, Verteidiger, Zeugen und Schöffen ihren Schoppen in derselben Stube und vom nämlichen Tasse, nachdem sie sich drüben vielleicht im Rechtsstreite bis auf's Messer befehdet hatten.

Auch Samuel Harrassowitz trank hier sein Bier. Er saß, wie gewöhnlich, auf seinem Plage am Fenster, von dem aus er den schmalen Platz zwischen Gasthof und Gerichtsgebäude überblicken konnte.

Edmund Schmeiß saß neben dem Händler. Er trug einen neuen Anzug von hauptstädtischem Schnitt zur Schau, den er sich bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin hatte anfertigen lassen. Er bestellte sich einen Cognac, „aber sans champagne, garçon!“ fügte er lächelnd hinzu.

Jetzt traten zwei Herren ein. Der Bankier Isidor Schönberger, fett, mit weißem Gesicht und um so schwärzerem Haar. Bei ihm war Bruno Niesenthal, der junge Advokat, der sich kürzlich in dem Städtchen niedergelassen und seiner Frigilität wegen hier bereits eine namhafte Praxis gefunden hatte. Die Herren schienen einander sämmtlich gut zu kennen. Zum Grusse zwinkerten sie einander nur mit den schlauen Augen zu. Schönberger setzte sich mit verdrossenem Gesicht. Niesenthal kramte in seiner Advokatenmappe. Die Unterhaltung wurde halb laut geführt, denn an den Nebentischen saßen Leute, deren man nicht sicher war.

„Heute is der Staphroh dran!“ sagte Schönberger. Harrassowitz nickte.

„Machst Du de Massematien?“

„Kairouche!“

„Bis jetzt ist keine Konkurrenz da,“ damit mischte sich Edmund Schmeiß in das Zwiegespräch.

„Konkurrenz!“ meinte Sam und nahm eine verächtliche Miene an. „Konkurrenz giebt's nicht!“

„Wird der Graf sich ganz fern halten?“ fragte der Advokat halb laut.

„Der Graf is besorgt!“ flüsterte Schmeiß. „Dafür steh' ich! Und das Andere sind alles Schnorrer!“

In diesen Augenblicke ertönte vom Pflaster draußen Pferdegeklapper und Wagenraseln. Ein offener Jagdwagen mit zwei guten Pferden davor hielt vor dem „Löwen“. Die vier Männer machten lange Hälse. Sam stieß einen Auh aus. Er erkannte in dem langen bärtigen Manne, der selbst die Zügel geführt hatte, den Güterdirektor des Grafen, Hauptmann Schropp. Der kleine Grauhaarige war wohl ebenfalls ein Beamter der Herrschaft Saland.

Die „Konkurrenz“ war also dennoch gekommen! Sam stand auf, ohne sein Glas geleert zu haben.

Jetzt galt's die Ohren steif halten! So leichten Kaufes, wie er spekulirt hatte, würde er nun doch nicht zu dem Gute kommen. Aber Sam gab nichts verloren. Wann wäre er jemals in schwieriger Lage verzagt oder um Mittel und Wege verloren gewesen! Er besaß den ganzen rücksichtslosen, tagelähnen Optimismus seiner Rasse.

Er hatte den Kreiswirth von Halbenau vor einiger Zeit mit seinem Wägelchen einfahren sehen; den suchte er jetzt auf.

Raschelnst und Harrassowitz hatten ein längeres Gespräch im Flur des Gerichtsgebäudes. Die Unterhaltung endete damit, daß Sam die Hand ausstreckte und Raschelnst grüßend einschlug und „Abgenacht!“ sagte.

Die Gerichtshuhr hatte zehn geschlagen. Wer sich bis dahin noch im „Löwen“ aufgehalten hatte, kam nunmehr herüber, nicht allzu eilig, falls er mit dem Gerichtsgebrauche vertraut war.

Aus Halbenau waren eine Anzahl Leute eingetroffen, Freunde der Büttner'schen Familie. Der alte Bauer selbst hatte sich fern gehalten, aber Karl Büttner war gekommen. Er blickte unverstänlich drein, wie gewöhnlich. Die Bedeutung dieses Tages für ihn und seine Familie war dem Denkschwachen schwerlich klar geworden.

Hinter den Schranken erschien jetzt der Amtsrichter mit dem Kalkulator. Sie nahmen am grünen Tische Platz.

Nun nahm der Termin seinen üblichen Verlauf. Zunächst wurden die Interessenten festgestellt. Har-

assowitz, der in diesen Dingen zu Hause war, wie der Fisch im Wasser, verlangte Vorweisen der Kautio. Da würde man ja gleich sehen, wer als ernsthafter Bieter in Betracht komme. Vor Allem interessirte es den Schlaufopf, zu wissen, ob jene beiden, der Güterdirektor und der Rentant des Grafen, mit Geldmitteln versehen seien. Er hatte bereits seinen Geschäftsfreund, den Kommissionsär Schmeiß, vorgeschickt, der sollte sich den Herren in möglichst harmloser Form nähern und sie zum Lüften ihrer Maske bringen. Aber die beiden hatten sich zugedüngelt und den diplomatischen Klünsten des jungen Schmeiß gegenüber unzugänglich verhalten. Sam paßte genau auf, was der Hauptmann zeigen würde, als er daran kam, Kautio vorzulegen. Staatspapiere, ein ganzes Paket! Der Mann war also gewappnet und nicht etwa aus bloßer Neugier hier erschienen.

Nachdem Namen und Personalien der Interessenten mit gerichtlicher Umständlichkeit erfragt und aufgeschrieben waren, wurde zur Feststellung des geringsten Gebotes übergegangen. Dann forderte der Richter zur Abgabe von Geboten auf. Er hatte eine zweiwündige Pause angelegt, innerhalb deren geboten werden konnte.

Der Gerichtssaal leerte sich wieder; nur einige wenige Leute blieben zurück, die hier eben so gut wie anderwärts ihre Zeit mit Nichtsthun verbringen zu können meinten. Der Richter arbeitete an seinen Akten. Der Kalkulator schrieb das Protokoll aus, in der Ecke nickte der Gerichtsdiener. Der Geist der Langeweile und der Schläfrigkeit hatte sich über den Raum gefent.

Der Richter war ein älterer Beamter. Wie viele Grundstücke waren nicht schon im Laufe der langen Praxis unter seinem Hammer weggegangen! Die Verhandlung pflegte unter seinem Vorsitz glatt, ohne Stocken, wie eine gut geölte Maschine, zu laufen. Nüchtern, geschäftsmäßig und trocken erklangen seine Fragen.

Was kimmerte es ihn, wer schließlich der Erste wurde! Sache des Juristen war es nicht, Mitgefühl zu empfinden; das hätte ja höchstens seine „stritte Objektivität“ trüben können. Für ihn existirte das Stück Erde, welches zufälligerweise einem gewissen Traugott Büttner gehörte, nur insofern, als es durch ein „legales Weise“ herbeigeführtes Zwangsversteigerungsverfahren in „forensischen Konnex“ getreten war zum Gesetz und damit zu ihm, dem Diener des Gesetzes. Dadurch war für den Juristen ein Raum abgesteckt, innerhalb dessen er sich von Rechts wegen bewegen durfte. Wenn er sich's hätte einfallen lassen, den Raum zu überschreiten, tiefer zu blicken, als seines Amtes war, dann würde er vielleicht entdeckt haben, daß dieses Stück Erde, welches heute unter den Hammer kam, doch noch etwas mehr als ein bloßes Subhastationsaktenstück sei. Er würde gefunden haben, wenn er das „legale“ Gewand der Sache zu lüften sich die Mühe gegeben hätte, daß er nichts Geringeres als das Wohl einer Familie, daß er Menschenschweiß und Menschenblut zu „meißelnder Versteigerung“ brachte. Und daß so das „von Rechts wegen“ eine eigenthümliche Bedeutung gewann.

Der Saal füllte sich allmählig wieder, als die zweiwündige Pause sich ihrem Ende zuzuneigen begann, und das Bieten nahm seinen Anfang. Zunächst erfolgten einzelne Gebote, gleichsam tropfenweise; denn keiner der Interessenten wollte dem anderen seinen Eifer merken lassen. Bankier Schönberger hatte angeboten mit einer Summe, welche gerade die Höhe seiner Hypothek erreichte. Dann überbot ihn Harrassowitz.

Jetzt begann der gräßliche Rentant sich an der Bietung zu betheiligen. Zuerst langsam, dann in immer schnellerer Folge überboten sich Sam und der Rentant mit Beträgen von geringem Umfang. Der Händler legte kühlste Ruhe an den Tag; die Hände in den Taschen, wiegte er sich auf den Absätzen und suchte den Gegner durch seine überlegen spöttische Miene in Verwirrung zu setzen. Der gräßliche Beamte, ein Graufopf, mit glatt rasirtem Gesicht, war unruhig. Die Gebote kamen zaghaft und hastig von seinen Lippen. Mehrfach sah er sich nach Hauptmann Schropp um, der weiter hinten

unter den Zuschauern mit sichtlicher Spannung dem Gange der Versteigerung folgte.

Auf diese Weise hatten sich die beiden bis an die letzte Hypothek herangeritten, welche Ernst Raschel gehörte. Der Gastwirth war im Salon anwesend, bot aber nicht mit. Harrassowitz hatte soeben geboten. Der Rentant bat um eine kurze Hinausschiebung des Zuschlages, lief nach hinten und besprach sich mit dem Güterdirektor. „Bis zur Höhe der Schulden, nicht wahr, ging der Limit?“ fragte er. Der Hauptmann stand mit gerunzelter Stirn und überlegte. „Hundert Mark darüber,“ sagte er dann. „So viel will ich noch zulegen; mehr kann ich nicht!“

Der Rentant ging wieder an die Schranken und machte sein Gebot. Sam überbot ihn lächelnd.

Die Spannung unter den Zuschauern hatte einen hohen Grad erreicht. Die Sympathien der Meisten waren auf Seiten der gräßlichen Beamten. Der Rentant bot noch einmal mit zitternder Stimme. Die Schulden waren mit seinem Gebote um hundert Mark überschritten.

„Noch Fünzig!“ rief Harrassowitz und sah den Gegner herausfordernd an.

Es entstand eine Pause. Der Richter sah nach der Uhr. „Wenn keine weiteren Gebote abgegeben werden, schließe ich die Subhastation.“

Kein weiteres Gebot erfolgte.

„Demnach ist Herr Samuel Harrassowitz Meistbietender geblieben. Ich frage, ob Einwendungen gegen Ertheilung des Zuschlages an Harrassowitz erhoben werden? — Einwendungen werden nicht erhoben! — Die Ertheilung des Zuschlages wird morgen um elf Uhr verkündet werden!“

XX.

Während in der Stadt sein Gut versteigert wurde, pflügte der Büttnerbauer seinen Acker. Schon bei frühestem Morgenrauen hatte er die Ochsen aus dem Stalle gezogen, hatte sie vor den Pflug gespannt und war hinausgefahren bis dorthin, wo Wald und Felder grenzten.

Die Bäuerin war seit einer Woche bettlägerig. Toni hatte mit dem Säugling zu thun. Auf Theresen's Schultern lastete, seitdem die Sachseugänger das Dorf verlassen hatten, ganz allein die Sorge um das Hauswesen.

Der Bauer wollte heute das Büschelgewende headern. Dem verwilderten Schlege — gleichsam das Stiefkind des Gutes — galt doch im Grunde seine eifrigste Sorge. Der Gedanke, daß ein Theil seines Besitzes vernachlässigt und unbenuzt daliege, ließ ihm keine Ruhe, qualte ihn wie einen Kranken die offene Wunde. Den Schlag mußte er wieder urbar machen, noch in diesem Sommer. Hafer wollte er darauf säen, als die wenigst anspruchsvolle Frucht. Vor der Aussaat aber sollte der Boden noch einige Male mit Pflug und Egge um und um gewendet werden.

Es wollte ein wundervoller Frühjahrsstag werden. Der Boden dampfte von dem warmen Regen, der in der Nacht niedergegangen war. Laue Fruchtbarkeit schwebte greifbar über der Scholle. Ueberall drängte und sproßte junges Leben zum Tage empor. Die Wiesen waren bereits mit dem ersten verschämten Grün beschlagen. Die Winterfräsen standen dicht und üppig in vielverheißendem, saftigem Dunkelgrün.

Mit dem Pflügen ging es langsam genug vorwärts in dem zähen Lehm, der seit Jahren keine Pflugspur gefühlt hatte. Bronbeerranken und andere Schwarzerer des verwilderten Landes bedeckten die magere Ackerkrume und wichen nur ungern dem Pfluge. Kiesel und Felssteine stemmten sich gegen die Schar. Und dazu ein Paar träge Ochsen vorgespannt! Die Zeiten, wo er Pferde in der Stalle gehabt, waren für den Büttnerbauer vorbei.

Der alte Mann fluchte nicht, trotz der Langsamkeit der Thiere. Sein Trost war stumm. Mit zusammengebissenen Zähnen blickte er starr geradeaus über die Rücken der Ochsen. Die Hand am Sterz, in der Linken Leine und Peitsche, so schritt er hinter dem Pfluge. Wenn er die Lippen öffnete,

dann war es höchstens zu einem „Hüü“ oder „Hoo“. An der Anewand angelangt, hielt er die Ochsen durch einen Ruck der Leine an, hob den Pflug aus, wendete ihn und fuhr eine neue Furche an, genaue Richtung haltend. Er pflügte noch wie ein Jüngling, mit starker Hand und scharfem Augenmaß.

Die Sonne rückte höher. Der Dampf über den Auen hatte sich verflüchtigt. Klar lag jetzt Halbenau unter ihm, das er von seinem erhöhten Stande überblicken konnte, Haus für Haus, bis hinab zur Kirche. Schon begannen sich die Frucht-bäume hier und da zu schmücken mit weißen Perücken. In langen, schmalen Streifen zogen sich die Güter der Bauern, Halbhufner und Gärtner vom Dorfe nach dem Walde zu, vielfach durch Raine und Gräben in viereckige Stücke und Streifen zerlegt, in vielen Farben leuchtend, bald braun, bald grün, bald gelblich oder gräulich, je nach der Frucht und Bodenart. Ein scheckiges Bild, wie ein Stück Zeug mit vielen Flecken darauf. Und am Feldrande ein Kranz von Niederwald, der lichtgrün und lila schimmerte, mit seinen hellen Stämmchen von Birke und Erle. Dahinter der Kieferwald, im männlichen Ernste seines dunklen Nadelkleides. Und darüber hin der Frühjahrshimmel, mit einzelnen schwimmenden Wolken von milchweißer Farbe.

Der Büttnerbauer sah nichts von der Schönheit, die sich rings um ihn breitete. Sechzig Mal war er Zeuge geworden des Frühjahrswunders. Sechzig Mal hatte sich für ihn die Flur geschmückt mit gleicher Pracht. Er war kein empfindsamer Naturschwärmer; dafür gab es in seiner trockenen Bauernatur keinen Raum.

Frühjahr, das bedeutete für ihn: Erwachen aus der kalten, finsternen, öden Winterszeit zum sonnigen, klaren, milden Sommer; wo man nicht länger gezwungen war, mit müßigen Händen im Zimmer zu hocken, wo man hinaus durfte auf den geliebten Acker, die Zeit, da man die Glieder in emsiger Arbeit rührte, wo man aber auch die Früchte seiner Arbeit sehen durfte, wie sie heranwuchsen und gediehen, der Ernte entgegen.

Auch in diesem Frühjahr schien die Sonne warm und belebend. Sie wärmte auch die Glieder des Alten und brachte sein Blut in schnellere Strömung. Das Neuwachen in der Natur rief selbst in seinem verbrauchten Körper eine Steigerung aller Kräfte, eine unbewusste Spannung der Lebensenergie hervor. Aber es war diesmal anders als sonst. Etwas war erstorben in dem alten Mann, lag wie mit Eis und Schnee des Winters zugebedt, war nicht grün geworden mit dem Erwachen des Frühlings ringsum: die Hoffnung.

Es hatte seinen guten Grund, warum er die Zähne so fest zusammengepreßt hatte, und die Augen so starr geradeaus gerichtet hielt, zwischen die Köpfe seiner Thiere. Hätte er die Blicke hinabschweifen lassen über Felder und Wiesen, hinab nach seinem Hause und Hofe, sie wären wohl übergegangen von salzigen Thränen. Und der Trost, der Grimm, die Menschenverachtung, die allein ihm die Kraft gaben, diesen Tag zu ertragen, möchten dahingeschmolzen sein von der Uebergewalt des Schmerzes, den ihm der Anblick seines Eigenthums heute bereiten mußte.

(Fortsetzung folgt.)



Savonarola.

Von Leopold Schönhof.

Eine Tragödie aus groß bewegter Zeit knüpft sich an das Gedächtnis Savonarola's, der vor vierhundert Jahren, am 23. Mai 1498, auf dem Scheiterhaufen endete. Auch Savonarola gehörte zu jenen Naturen, die „über die Kraft“ wollen. Wie durch ein Wunder steigen sie in denkwürdigen Tagen zur Höhe, aber noch tragen sie die Zeitverhältnisse nicht, und früh sinken sie wieder. Auf religiösen wie sozialpolitischen Momenten baut sich die Tragödie Savonarola's auf, und so entsteht ein seltsam bewegtes historisches Charakterbild, und es

schwankt in der Beurtheilung, je nachdem man Savonarola nach katholischer oder protestantischer Anschauung, nach Herrenmoral oder nach demokratischer Gesinnung beurtheilt hat. Die protestantische Forschung hat ihn einen Propheten genannt, den letzten der neuen Propheten vor dem Reformationswerke, also einen Johannes etwa, der dem Größeren die Bahn weist. Und dennoch war Savonarola im Grunde ein rückwärtsgewandter Prophet, der in der entarteten Kirchenwelt nach der alten, strengen Gläubigkeit rang und das mit puritanischem Eifer inmitten der Renaissance, die in den üppig gewordenen italienischen Weltstädten sich aufthat. Der Gegenstand wider die Renaissance ist es, der Savonarola's innerstes Wesen erklärt. Er leitete ihn zur Anschauung, die alte christliche Gemeinde wieder aufzurichten, er trieb ihn zu seiner besonderen sozialen Republik auf theokratischer, priesterlicher Grundlage.

Ohne den glanzvollen Lorenzo, den Medicäer, ist der Dominikanermönch Savonarola nicht voll zu begreifen. In Beiden verkörpern sich zwei große Weltanschauungen. In der wildbewegten Poesie jener Tage ragen die Gestalten Lorenzo's, des fürstlichen Kapitalisten, wie Savonarola's, des Priors von San Marco, bedeutsam hervor. Sie Beide ergeben erst das Weltbild jener Zeit.

Dem Individualismus, der in der Renaissance alle Schranken durchbrach, das Kraftgefühl der Einzelnen in's Unbändige hob und so die herrlichen Bestien im Sinne Nietzsche's schuf: die großen Lebenskünstler und die großen Verbrecher, stellte sich der kommunistische Gedanke gegenüber. Er konnte in der damaligen Welt keine anderen Züge tragen als urchristliche. Sie offenbarten sich zum Ausgang des Mittelalters in Exaltationen; Seher und Mystiker tauchten auf. Auf der einen Seite die strahlenden Heiden, die selbst auf päpstlichen Stühlen saßen; auf der anderen die seelisch Zerknirschten, die Gewissensmahner. Fanden diese einen wohlgeblühten Boden in der Massennoth, vermehrt durch Pestilenz und epidemische Krankheiten, so konnten Schwärmergeister, wie Savonarola, leicht zu revolutionärem Ansehen, zu revolutionirender Gewalt gelangen.

Früh schon hat sich in Savonarola, der zu Ferrara 1452 geboren wurde, die mönchliche Exaltation geregt. Das ist gewiß; selbst wenn man von allem Legendären absieht, das sich an große Erscheinungen knüpft. Eine dieser Legenden berichtet von einem tiefen Liebeschmerz. Man kommt auch ohne diese Romantik aus; sie bringt beinahe in das Leben einer Kampfnatur, wie Savonarola war, etwas Befremdliches. Gewiß ist, daß der Jüngling in ertätischer Bewegung Vater und Mutter verließ und in den Dominikanerorden eintrat. In seinem dreißigsten Lebensjahre taucht er zum ersten Male in Florenz als Prediger auf. Er wandert dann viel und 1490 wird er zum Prior des Klosters San Marco in Florenz gewählt.

Florenz war damals eine wichtige Handelscherrin, ihre Oberherrschaft erstreckte sich im fünfzehnten Jahrhundert über mehr als tausend geschützte Ortschaften, und durch die Unterwerfung von Pisa, das vordem seemächtig war, gewannen die Florentiner das freie Meer. Bankherren, Wollen- und Seidenhändler waren vornehmlich die Herrschenden in Florenz. Die ursprünglich streng republikanische Verfassung, die von der Bourgeoisie nach der Vernichtung des städtischen Feudelabels geschaffen wurde, gerieth durch die großkapitalistische Entwicklung immer mehr in's Schwanken, je gewaltiger der Seeverkehr und die Steigerung des Großkapitals wurde. Selbst die Amtsdauer der Behörden war raschem Wechsel unterworfen, damit keine persönliche Macht sich entwicke. Mit der unpersönlichen des Großkapitals hatte man nicht gerechnet. Der erste Spekulant im gewaltigen Stil war Cosimo Medici, da Florenz der politische Mittelpunkt Italiens geworden war. Er war der Rothschild des Papstes und der Fürsten, sein Reichthum unermesslich; und so ließ er die bürgerliche Verfassung wohl bestehen, aber alle Aemter mit seinen Kreaturen besetzen. Zum Schluß zogen sich die Medicis vom Geldgeschäft und Groß-

handel zurück, und die fürstlichen Kaufleute nannten sich lieber Großagrarien und widmeten sich fast ausschließlich dem öffentlichen Leben, der Politik, den Wissenschaften und den Künsten.

Unter Lorenzo von Medici, der sich „Principe“ nannte, was sowohl Fürst wie „erster Bürger“ heißen kann, war die prunkvollste Zeit von Florenz gekommen, aber zugleich kündigte sich der Verfall des Hauses Medici an. Zu einem herrlichen Städtebild hatte sich Florenz entwickelt. Der Dom mit der Wunderkuppel hatte schon länger bestanden, und unter den Medicis blühte die Plastik, befruchtet von dem Ausleben des klassischen Geistes (der „Renaissance“), reich empor. Der gewaltige Michelangelo war Tafelgenosse Lorenzo's, und im Medicäerpalaße mit seinem Park sah es aus wie in einem „heidnischen Hain“.

Diesen Gewalten trotzte der Mann der Armuth, der Nichtästhetiker, der Anti-Heide Savonarola, und er predigte zunächst im Klostergarten unter einem Busch: „Die Kirche Gottes muß erneuert werden; vorher wird Gott mit schwerer Geißel Italien züchtigen, und Beides wird bald geschehen.“

Es muß etwas Merkwürdiges um die Art Savonarola's gewesen sein. Denn er sprach heiser, und Plattes wie Zündendes stießen in seinen Predigten wie später in seinen journalistischen Arbeiten, die er ebenfalls zur Propaganda benutzte, zusammen. Er wird von jeweiligen Stimmungen sehr abhängig gewesen sein. Dazu paßt auch die Portraitskizze des Zanattiers, die Villari, sein Biograph, von ihm entwirft. Seine Physiognomie war nicht schön, seine Züge hart. Er war sonst von mittlerer Größe und dunkler Gesichtsfarbe. Er hatte flammende Augen unter schwarzen Brauen, eine Abternase, einen breiten Mund und große aber festgeschlossene Lippen, ein Zeichen von unerschütterlicher „Festigkeit“.

Lorenzo muß dem „Buschpaffen“ und entflammenden Redner, der gegen die Großen bald sehr heftig sprach und auch die „unwürdigen Päpste“ nicht schonte, als seinem Widerspiel doch wohl starke Bedeutung beigelegt haben. Nach Art der großen Herren versuchte er es zunächst mit milder Bescheidung. Aber Savonarola, dessen Leben sich mit seiner Lehre deckte, erwiderte dem Zwischenträger: „Ein guter Hund bellt immer, um das Haus seines Herrn zu vertheidigen, und wirft ein Mäuler ihm einen Knochen vor, so schiebt er ihn bei Seite und läßt darum das Bellen nicht.“

Die Unerblichkeit des Fra Girolamo, des Bruders Girolamo — dies der Klostername Savonarola's —, der unerschütterliche Glaube an sich und seine Mission wirkte auf die gedrückte, sehnsüchtige Menge mit suggestivem Zauber. Man schloß sich zu Bruderschaften zusammen. Die Fratreschi, die Genossen, waren schon im Neuhieren kenntlich. Spöttisch nannten sie die „Arrabiati“, die schneidig städtischen Junker, auch „Diagnoni“ (d. h. die Wimmernden), weil sie den Gegensatz zu den stolzen Gemüthsreichen der Renaissance bildeten.

Aber allem Hochgefühl der Renaissance zum Trost ereignete sich 1492 eine Begebenheit, die psychologisch ganz merkwürdig war und eines großen heroischen Zuges nicht entbehrt. Lorenzo ließ, als er auf dem Todtenbett lag, den Fra Girolamo zu sich kommen. Vielleicht war es ein politischer Akt und Lorenzo dachte an die Fortdauer seines Geschlechts, vielleicht hatte Todesangst den sonst so klaren und zielbewußten Geist Lorenzo's getrübt, vielleicht auch wollte der Fürst sich in der Todesstunde wenigstens nicht über die kirchliche Form hinwegsetzen: Genug, Savonarola traf mit dem Principe Lorenzo zusammen.

Dies Ereigniß hat die Künstlerphantasie oft angeregt und wohl seinen mächtigsten Ausdruck findet es in Venan's Savonarola, im Gesang „Der Tod des Erlauchten“. Hier finden sich die berühmten Verse, die mehr als nur dichterische Wahrheit enthalten, die Verse, in denen Fra Girolamo von Lorenzo die alten Rechte der christlichen Republik zurückverlangt. Da sie in's Geistesleben Savonarola's tief einführen und auch die Art seiner Predigt, wenn der Geist über ihn kam, kongenial kennzeichnen, seien sie hier wiedergegeben:

„Kann's Auge froh zur Ferne bringen,
Wenn es die Sklavenzähre näht?
Und kann ein Herz die Welt umschlingen,
Das Sklavengram zusammenpreßt? —
Willst Du den Bund nicht anerkennen
Des Glaubens, der uns Brüder macht,
So will ich einen Bund Dir nennen,
Den wohl Dein Herz noch nie bedacht.
Der Bund, dem Ihr nicht könnt entlaufen,
Ihr Könige! Der fest und dicht
In einen trautenammerhaufen
Mit Bettlern Euch zusammenschließt.
Es ist der Schmerz, die Eisenfette,
Die Euch, ihr Fürsten, stolzerirrt,
Oft freilich erst am Todesbette
Zurück in Euer Glend klirrt.
Schon wenn Euch läßt die Mutter sinken
An ihrer Brüste süßen Quell,
Müßt Ihr mit uns den Leutkauf trinken
Auf Noth und Tod — sie reifen schnell.“

Lorenzo starb und sein Sohn Pietro war nicht der Mann, den Verfall des Medicäerhauses aufhalten zu können. Er war ein Mann der Feierlichkeit; im Außerlichen ging sein Wesen auf. Er paradierte gern, war bei aller Schwäche annahmend und liebte festliche Aufzüge und Mitterspiele, bei denen er in erster Reihe sich zeigen durfte. So konnte er seine absolutistischen Neigungen nicht durchsetzen. Im Innern wuchs die Unzufriedenheit, und der Heerzug Karl's VIII. von Frankreich nach Italien leitete eine Umwälzung der italienischen Verhältnisse ein.

Für den ertatistischen Geist Savonarola's war der Heerzug Karl's eine Bestätigung seiner Prophetie. Die verkündete Geißel Italiens war erschienen, und der fremde Eroberer war politisch genug, sich die Hilfe des einflussreichen Mönches, der den König Karl wie ein Fatum, ein vorbestimmtes Schicksal ansah, gefallen zu lassen. Die andere Hälfte der Prophezeiung mußte der Priester selbst erfüllen, und Savonarola ging daran, das Reich Christi, die theokratische Republik, zu errichten.

Die revolutionäre That war durch die allgemeine Verwirrung erleichtert. Lange schon waren drei Viertel der Bürger von Florenz eigentlich entrechtet. Bei den Wahlen hatten sie nichts zu sagen und die medicäische Herrenpartei war aus den Jungen gegangen. Im Dom von Florenz predigte und distirte bereits Savonarola wie ein feuriger Volkstribun. „Ein Reich ist um so stärker,“ rief er aus, „je geistiger es ist, und um so geistiger, je fester es sich an Gott anschließt.“ Dann forderte er eine allgemeine Amnestie. Die von der Medicäerpartei Verbannten sollten zurückkehren dürfen, und doch konnte Fra



Porträtbüste des Savonarola von Bastianini.
(Im Kloster von S. Marco zu Florenz.)

Girolamo seinen Grundsatz: „Alles oder Nichts“ gegenüber den realen Erwägungen der Politik nicht festhalten. Der Mann der Brüderlichkeit mußte die Medicäer verbannen und sie von der Amnestie ausnehmen. Für Wohlfahrtsanrichtungen mancherlei Art wurde gesorgt, und der Massennoth gegenüber verurtheilte Savonarola schon im gewissen Sinne das Recht auf Arbeit. Ein öffentliches Leihhaus wurde errichtet. Das Institut lehnte sich gegen die Ausbeutung durch die damaligen jüdischen Wucherer. Das Verurtheilungsrecht im Gerichtsverfahren wurde eingeführt.

Wie der neue Geist die florentinische Welt bewegte, wie das Volk an seinen Propheten glaubte, und wie dieser Glaube selbst die egoistischen menschlichen Triebe für einige Zeit überwand, dafür hat man einen klassischen Zeugen, den Staatsmann Machiavelli. Bei seinem rein weltlichen Staatsbegriff, mit seinen klugen und offenen Augen durfte er, wie der Historiker Karl v. Hase mittheilt, die florentinischen Vorgänge als genauer Beobachter verfolgen. Und staunend berichtet Machiavelli, „wie mitten unter den fieberhaften Zudrängen einer jungen demokratischen Republik unrechtmäßiges Gut herausgegeben wurde, und Todfeinde einander in die Arme fielen.“

Jäh nach dieser revolutionären Erhebung folgte der Niedergang. Auf Exaltationszuständen baut man kein festes Gebäude, und der eiserne Priester, mit seinen idealen, unchristlichen Forderungen verlangte von der Menschlichkeit mehr, als sie zu geben im Stande ist. Dazu kam, daß der Mönch ja kein vorwärtssehendes, intellektuelles Genie, und so mannigfach befangen war. So machte er draconische Gesetze wider die Spieler und wider Vergehen gegen die Sittlichkeit. Da

sollte die Tortur angewandt werden. Majestätsbeleidigungen wider die Regierung griff er schwer an, und am Ende kehrte sich der Vorseher gegen festwurzelnde Volks sitten. Für eine Zeit hörten alle Volks- und Liebeslieder, übermüthige Karnevalszüge und derlei mehr vollständig auf. Fra Bartolomeo, der Maler, der dann der Freund und Berather des sinnenfrohen Rafael werden sollte, schämte sich in den Tagen der Exaltation sogar seiner Kunst und zweifelte, ob sie nicht Sünde sei. Das war ein so entschiedener und schroffer Bruch mit der Vergangenheit, daß bei dem beweglichen Genie der Florentiner nothwendig ein Umschwung kommen mußte. Zudem regte sich



Savonarola's Hinrichtung auf dem Platze der Signoria zu Florenz.

Gemälde eines Unbekannten im Kloster von S. Marco zu Florenz.

wieder der menschliche Egoismus lebhafter, und der Wundermann Savonarola hatte Feinde genug in der eigenen Republik. Er hatte die bürgerliche Mündigkeit vom dreißigsten auf's vierundzwanzigste Lebensjahr herabgesetzt und damit verdarb er es zunächst mit den konservativeren Elementen. Er hatte während der entsetzlichen Pest, als von den auswärtigen Schutzorten die Armen nach Florenz flüchteten, angeordnet, die Fremden zu pflegen wie die eigenen Armen. Aber die Pest hatte alle frommen Bande der Priesterrepublik gelöst, und die humane Vorschrift von Fra Girolamo erbitterte. Hält man dazu die geistige Verfassung der Volksseele jener Zeit, so begreift man vollends Savonarola's Tragödie. Auf die höchste Energie folgten Muthlosigkeit und Zweifel in den Massen,

gang all jener politisch-kirchlichen Tragödien. Es kommt die peinliche Frage: Bist du ein Prophet? Das Volk, das noch in alten Vorstellungen steckt, wie sein Prophet auch, wird enttäuscht und endlich ergrimmt, und ein äußeres wie inneres Martyrium zerbricht den Helden. Savonarola wurde nach einem glücklichen Ueberfall von San Marco, dem Kloster, gefesselt vor die Signoria gebracht und der peinlichen Frage unterworfen. Sieben Tage lang wurde er entsetzlich gefoltert, so daß es selbst den Folterknechten grauenhaft wurde. Ein Gottesurtheil sollte entscheiden. Ein Bruder von San Marco erbot sich zur Feuerprobe. Savonarola aber, dem früher das Gottesurtheil als glaubhaft mögliches Wunder erschien, meinte jetzt: das wäre ein Mord. Das Schauspiel der Feuerprobe unterblieb. Es geschah

In der Salzkammer des deutschen Reiches.

Von Karl Schulz.

Bevor die praktischen Wissenschaften sich zur Herstellung künstlicher Düngemittel und anderweitiger Verwendung der Alkalien emporgeschwungen hatten, reichte der Salinenbetrieb zur Gewinnung des Chlornatriums (Kochsalz), des fast ausschließlichen Konsum-Artikels, vollkommen aus. In Staßfurt-Leopoldshall, dem Mittelpunkte des umfangreichen Salzlagers, das sich vom Fuße des Harzes bis Magdeburg und Salzwehel erstreckt, wurden Salinen schon seit Jahrhunderten betrieben; doch sah sich der Fiskus, der Besitzer der Werke, zu Anfang unseres Jahrhunderts genöthigt, den Be-



Die Wetterharten. Nach dem Bilde von M. Ancher.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, K.-G., München.

die ja von mystischen Neigungen beeinflusst waren. Warum die entsetzliche Heimtückung? Also ist Savonarola der Mittler nicht, der mit dem Himmel spricht?

Das war die gelegene Zeit, da Rom eingreifen konnte. Dort herrschten die Renaissancemenschen, die Borgias. Die päpstliche Krone hatte der sechste Alexander erkaufte. Der Kollektivist und Anti-Renaissance-mensch Savonarola, der den Spruch fand: „Man muß ein Gott oder eine Bestie sein, um für sich allein zu leben,“ hatte oft gegen den päpstlichen Atheisten gedonnert. Nun kam die Zeit der Bergeltung. Am 4. Mai 1497 wagte sich während einer Predigt Fra Girolamo's die Rebellion hervor. Es entstand ein Tumult, aber noch hatte die Genossenschaft Savonarola's die Oberhand. Darauf kam ein Bannspruch Alexander's. Der hatte aber noch nicht die Macht, Savonarola zu erschüttern. Im Februar 1498 erschien er wieder auf der Kanzel und sprach schonungslos als je.

Der Ausgang der Tragödie gleicht dem Aus-

kein Wunder. Und so kam's, wie es kommen mußte. Die Legende erzählt, ein berühmter Notar, Ceconi, hätte während des Prozesses sich versteckt gehabt und mit anherordentlichem Geschick ein gefälschtes Protokoll verfaßt. Auch dieser Ceconi ist nicht nöthig, um schwankende, unsichere Aussagen eines gräßlich gefolterten Mannes, der zwischen Ohnmacht und Fieber schwebt, zu erklären. Am 23. Mai wurde Savonarola erlöst und als falscher Prophet gehängt und verbrannt.

Ihm selbst war sein Gedanke heilig, und darum mußte er ihn offenbaren, wie ein ungeduldig stürmender Fanatiker. Von ihm gilt, was der Dichter vom überschüssigen Temperament sagt:

„Die Liebe rechnet nicht mit Rissen,
Die Feinde zählt kein tapf'rer Mann;
Vom Himmel strömt in Wettergüssen
Mehr als die Erde trinken kann.“ —

trieb der geringen Ertragsfähigkeit wegen einzustellen. Abteufungen, welche man südlich des Harzes nicht ohne Erfolg vorgenommen hatte, veranlaßten den Fiskus, auch im nördlichen Salzlager Bohrungen vorzunehmen, um für den eingegangenen Salinenbetrieb rationellen Abbau einzuführen.

Das Ergebnis der Abbohrung war wider alles Erwarten günstig. In einer Tiefe von etwa 300 Meter stieß man auf ein Steinsalzlager mit bedeutenden alkalischen Zwischenlagerungen, welches in seiner Tiefe heute noch nicht ermaßen ist; an anderer Stelle wurde 1293 Meter tief gebohrt, ohne das Liegende (den Fuß des Salzlagers) zu erreichen. Die ungeahnte Ausdehnung des Salzlagers und die gesteigerte Nachfrage nach Alkalien ließen den rationellen Abbau am zweckmäßigsten erscheinen. In den vierziger Jahren wurden kurz hintereinander drei Schächte niedergebracht. Um nur kurz anzudeuten, wie mächtig Produktion und Konsum in der Zwischenzeit gestiegen sind, mag die Thatfache genügen, daß heute im Magdeburg-

Halberstädter Salzbeden 21 Schächte existieren, welche zusammengenommen täglich 300 000 bis 400 000 Zentner Salze fördern.

Die Ablagerung der Salze ist im ganzen Becken die gleiche. Den Grund bildet das unermessene, ältere, heute nicht mehr verwendete Steinsalz, dessen Ablagerung gegen Ende der Dyasformation, jener jüngsten nach der Steinkohlen-Periode folgenden Schichtengruppe, angenommen wird. Am Hangenden des Steinsalzes zeigen sich die in den Intervallen der Ablagerung entstandenen, auf chemische Zersetzung zurückzuführenden Anhydrit- und Kieserit-Schüre, verschiedenprozentigen Verbindungen des Steinsalzes mit Kalium und Magnesium. Doch ist dieses Lager unrein, und der Prozentgehalt an Kali und Magnesium zu gering. Erst die darauf gelagerte Formation des Carnallit (26,76 Prozent Chloralkali, 34,50 Prozent Chlormagnesium und 38,74 Prozent Wasser) ist abbaufähig. In den naheliegenden Fabriken wird dieses Salz zu Chloralkali, dem mit gutem Erfolg angewendeten Düngemittel, verarbeitet. Das Carnallitlager ist im vertikalen Durchschnitt etwa 58 Meter stark und in nur sehr geringer Weise mit Steinsalz durchsetzt; sein Abbau ist sehr ertragfähig und wird von allen Werken erfolgreich betrieben.

Auf das Carnallit sind in ungleichmäßigen Flözen die unbedingt werthvolleren Salze: Kalinit, Sylvinit und Schönit gelagert, die wegen ihres hohen Gehaltes an Kalium und Magnesium-Sulfat auf dem Bergwerk selbst gemahlen und als Düngemittel streufähig versandt werden. Diese Salze bilden das Hangende, die obere Schicht der ganzen Salzablagerung. Salzthon und ein Gemisch von Anhydrit und Gips schließen es gegen den darauf gelagerten Kalkstein und Letteschiefer ab.

Ganz gesondert von diesen Lagern finden sich im Salzrevier noch ungeheuer große Lager von sog. „jüngeren Steinsalz“. Die Ablagerung und Krystallisation dieses 97 bis 98 Prozent Chlornatriumhaltigen, schneeweißen Salzes kann erst stattgefunden haben, nachdem das große Kalifalzlager bereits aus seiner horizontalen Lage durch Erdstöße und Erschütterungen verdrängt war. Die durch eruptive Umbildungen entstandenen Thalmulden haben sich mit stark chlornatriumhaltiger Flüssigkeit gefüllt, und durch Verdunstung ist die eigenartig gestaltete Ablagerung erfolgt. Obgleich die Kochsalzproduktion wenig erträglich ist (ab Werk pro Zentner etwa 71 Pfennig, die Steuer beträgt dagegen pro Zentner 6 Mark), so wird doch der Abbau dieses jüngeren Steinsalzes seiner seltenen Reinheit und des unerschöpflichen Reichthums des Lagers wegen eifrig betrieben.

An dieser Stelle mag es gestattet sein, auf einen Irrthum aufmerksam zu machen, der im Publikum weit verbreitet ist und vielfach zu Mißverständnissen Anlaß geben kann: Viehsalz, das schlechthin „Steinsalz“ genannt wird, ist ein künstliches Produkt. Um dasjenige Salz, welches von Menschen nicht konsumirt wird, steuerfrei in den Handel bringen zu können, wird es denaturirt (für menschlichen Genuß untauglich gemacht), dann krystallisirt und nun gelangt es in einer dem Grubensteinsalz ähnlichen Form zum Verkauf.

Um von dem Abbau, wie er gegenwärtig betrieben wird, ein Bild zu geben, muß ich den verehrten Leser bitten, im Geiste mit mir einen Schacht zu besuchen. Ich wähle dazu den Schacht Leopoldshall. Dort sind die Salze diagonal mit einer Steigung von 6:1 gelagert, der Schacht führt direkt in's alte unbrauchbare Steinsalz, und wir machen von hier aus eine Wanderung auf horizontaler Strecke durch das ganze Salzager, wie es sich in chronologischer Folge abgelagert. Der genannte Schacht Leopoldshall dürfte in dieser Beziehung der günstigste sein.

Angethan mit einem Bergmannsanzug, in der Hand die Grubenlaterne (welche die praktischen Bergleute, um die Hände frei zu haben, am Hut befestigen), besteigen wir den Fahrstuhl. „Langsame Fahrt“ kommandirt der Führer, um das unangenehme Gefühl des Niederstehens nach Möglichkeit abzuschwächen. 400 Meter „unter Tage“ erreichen wir unser Ziel. Von dem romantischen Nimbus,

welcher den Bergbau in früheren Zeiten umgab, ist Vieles, Vieles verschwunden. Das Pferd, das sich nach dem Sonnenlicht sehnt, ist schon seit Jahren an's Tageslicht geführt, der „Hund“ — allerdings kein Thier, in bergmännischer Terminologie ein kleiner Förderwagen, dessen Benennung so viele Rückschlüsse auf die beschwerliche Bergmannsarbeit zuläßt — hat einem ganz respektablen Stippwagen Platz machen müssen, und statt der „Hundejungen“ bewegen weitverzweigte Seilbahnen die festgeklammerten Wagen nach dem Förderstuhl. Maschineller Betrieb ist überhaupt, wo irgend angängig, dem Handbetrieb vorgezogen. In regelmäßigen Abständen kommen sie an dem Fahrstuhl, den wir eben verlassen, an, werden von geliebten Arbeitern in Empfang genommen und, während der Fahrstuhl einen geladenen „Schlepper“ hebt, führt der wechselseitig angeschlossene einen leeren Wagen hernieder. Die Fahrt von 400 Meter dauert für Material etwa dreiviertel Minuten, für Personen drei bis vier Minuten.

Der gesprächige Führer, ein durch Feuer zu Schaden gekommenen Bergmann, der seine Equipirung durch eine Magnesiumfackel vervollständigt hat, zeigt uns einige abgebrochene Stücke des „alten“ Steinsalzes, um es auf seine Festigkeit probiren zu können. Die Aufstellung der Maschinen und die Führung der Strecken in dem sog. „alten“ unbrauchbaren Steinsalz hat den großen Vortheil, daß eine Absteifung der felsfesten Masse nicht erforderlich ist. Die eingemeißelten Gewölbe und Schächte stehen wie Mauern, und die kostspieligen Bahn- und Pumpenanlagen befinden sich wohlverwahrt in den freien Schächten.

Die Luft ist ein wenig dunnig, aber keineswegs schlecht, und die Wetterführung durch verschiedene Streckenabschlüsse sehr gut geregelt. Auf der nun beginnenden Wanderung durch die geräumige, etwa 6 Meter breite und 4 Meter hohe Strecke, deren mittleren Raum die doppelgeleisige Seilbahn einnimmt, treffen wir bald eine solche Wetterthür. Eine äußerst einfache, kluge Mechanik ermöglicht trotz der Durchfahrt der Wagen einen guten Streckenabschluß. Ähnlich wie bei den Fahrstühlen auf unseren Bahnhöfen drückt die am Seil heranrollende Lotwie zwei Thürflügel nach den Seiten und gleitet hindurch; durch die schräge Anlage der Scheidewand wird ein selbstthätiges Zuschlagen der Thür veranlaßt. Bald können wir die ersten Anzeichen des nahen Kalilagers wahrnehmen; es sind die Polyhalit- und Kieserit-Schüre, die Jahresablagerungen kaliummagnesiumhaltiger Steinsalzverbindungen. Auf eine selten schöngeformte Verschiebung dieser Lagerung macht der Führer aufmerksam. Die Schüre werden immer stärker, die Steinsalzsichten verdünnen sich immer mehr, bis wir uns im abbaufähigen Carnallitlager befinden. Wir durchschreiten dieses bis an's Hangende (Neufere, also oberer Abschluß des Lagers) und verfolgen an diesem entlang die Strecke. Bis hierher waren wir eine Jahrzehnte alte Hauptstrecke gegangen. Die ununterbrochene Beleuchtung durch Dellampen hatten ein allmähliches Anruhen der Wände veranlaßt, und der Eindruck der ganzen Strecke war bisher nur der einer unterirdischen Höhle, in der man nur hin und wieder Farbe und Formation des Salzes wahrnahm. Doch das Gesamtbild ändert sich nun. Wir biegen vom Hauptwege ab; durch niedrige Stollen geht es hindurch, und wir befinden uns bald in frischgeschlagenen Wegen. Jetzt erst können wir die einzelnen Salze genauer unterscheiden. Vornehmlich sehen wir das röthliche starkglänzende Carnallit, durchzogen von dunkelbraunen Polyhalitstreifen, in geringeren Quantitäten das basaltfarbene Sylvinit mit seinen schwarzen Krystallspitzen und zwischen all diesen Salzen, wie hineingestreut, die schneeweißen, etwa faustgroßen Klugeln des werthvollen Boracit.

Ein spitzer Knall und nachfolgendes dumpfes Rollen, das unheimlich zu uns herüberdringt, veranlaßt den Führer, von Sprengungen zu reden. Wir befinden uns in allernächster Nähe der Abbaustellen, der „Firsten“; jedoch ist Gefahr gänzlich ausgeschlossen; Strecken, in denen Sprengungen vorgenommen werden, sind weit abgesperrt.

Wir betreten eine in Angriff genommene Firste.

In einer Breite von 10 Meter und einer Höhe von 2 Meter wird querschichtig eine Sprengung vorgenommen, die sich bis etwa 50 Meter Länge erstreckt. Das abgeseigte Material wird gefördert und nun am Ende der Sprengung nach oben hin etwa 7 Meter herausgeholt; von hier hinten aus wird dann das ganze überhängende Flöz abgeseigt, und die Förderung kann beginnen.

Es reiht sich hier Firste an Firste; es bleiben nur Sicherheitspfeiler von 5 Meter Stärke zwischen denselben stehen. Bald sehen wir eine Firste, in der gearbeitet wird. Erfahrene Bergleute verrichten die Hauerarbeit; denn Abrutschungen des nahezu 7 Meter hohen Geröllhaufens können leicht eintreten. Auch muß ein sehr sachgemäß behandeltes „Abrauben“ der Decke von losem Gestein stattfinden. Der Schienenstrang, die Verbindung mit der Hauptstrecke, ist bis in den Abbau hineingeführt. Die Salze, die hier in die Förderwagen geladen werden, werden gleichzeitig „ausgeklaut“, d. h. geringwerthige Stücke garnicht erst verladen, sondern beiseite geworfen; auch dieses Material hat immer noch einen Zweck zu erfüllen. In früheren Zeiten wurden die ausgehauenen Hohlräume — im Vertrauen auf die Festigkeit der Salze — nicht ausgefüllt. Doch haben bedeutende Senkungen (auch solche „über Tag“) ein nachträgliches Ausfüllen derselben nöthig gemacht. Das wird jetzt sofort nach dem Ausbau vollführt; außer dem ausgeklauten Gestein wird auch noch das eigens zu diesem Zweck gebrochene sogenannte „alte“ Steinsalz verwendet; dasselbe wird mittelst Bremschächten aus abseits höher gelegenen Schächten nach dem Carnallit-Abbau geführt. Er hat, wie eingangs erwähnt, felsartige Festigkeit, welcher man beim Füllen durch Zwischenlegen von Holzstämmen eine gewisse Elastizität verleiht. Auch ist, wie ebenfalls erwähnt, ein Füllen der alten Steinsalzschächte nicht erforderlich. Wir finden daher hier im alten Steinsalz ganz unermessliche Hohlräume, die sich wie große unterirdische Gewölbe aneinander reihen, während im Kalilager nur kleinere Firste sind, an denen entweder gearbeitet wird oder die doch in wenigen Tagen wieder zugeschüttet werden.

Wir verlassen das Carnallitlager und unternehmen auf recht wenig einladender Strecke einen dreiviertelstündigen Spaziergang nach dem „neuen“ Steinsalzlager. Es ist eine unheimlich lange Tour; 400 Meter tief unter der Erde eine Strecke von über einer halben Meile zu durchlaufen. Das geräuschvolle Treiben in den Abbaustrecken wird allmählich immer ruhiger, bis es ganz verstummt, die Lichter verschwinden, und bald sind wir gänzlich abgeschlossen von aller Welt. Unwillkürlich drängen sich uns Erinnerungen auf aus früherer Jugendzeit, Erinnerungen an dunkle Geschichten und Märchen. Und wer nach der gruslichen Wanderung im Schooße der Erde in die Pracht eines Krystallalzlagers kommt, der könnte glauben, es sei dies ein wirkliches Zauberwerk, das zu bewundern ihm vergönnt sei. Der Führer zündet die blendende Magnesiumfackel an, und eine Grotte von etwa 3000 Kubikmeter, in glühende Krystalle gehauen, schimmert in Millionen Häutchen auf. Es ist eine unbeschreibliche Pracht, und mit einem gewissen Behagen beobachtet der Führer das Erstaunen des Fremden über diesen unterirdischen Glanz.

Doch das Schönste ist der „Prunksaal“. Wir begeben uns einige Etagen höher. Dort ist etwa die Hälfte eines mächtigen Hohlraumes im alten Steinsalz zu einem großen Wasserbehälter umgewandelt worden, in dem sich das Wasser aller aufgedeckten unterirdischen Quellen sammelt. Neben diesem ewigsprudelnden Gewässer sind auf großen freien Plätze Fische und Bänke aufgeschlagen und laden zur fremdlichen Benutzung ein. Geschmackvolle bunte Glühlichtarrangements an den Wänden verbreiten magisches Licht, und während eine Erfrischung dargereicht wird, läßt die Bergkapelle von dem in die Salzfelten gehauenen Orchester herab ihre Weisen ertönen.

Ein würdiger Abschluß unserer unterirdischen Tour. Aber das Herz schlägt doch höher, wenn wir wieder hinauf fahren und uns der helle Tag umfängt; wir sind nun einmal Kinder der Sonne.

Vor Thau und Tag.

Von Clara Siebig.

(Fortsetzung.)

„Nicht begreifen kann ich es eigentlich nicht, wie Du es hier schon so lange ausgehalten hast,“ sagte Fräulein Anna Bröcker und ging am Arm ihres Verlobten die Dorfstraße herunter. „Sieh' mal, diese Dunghaufen und die schmutzigen Kinder! Nein, nun sieh' nur mal, der Kleine da ist doch ganz reizend, ich begreife garnicht, warum ihn seine Mutter nicht wäscht! — Sag', Kind, wie heißt Du?“ Sie bückte sich und faßte den rothbackigen Jungen, der mit aufgerissenem Mund vor ihr stand, unter das Kinn. Sie hatte eine allerliebste Art, mit Kindern umzugehen. Mit der fein behandschuhten Hand strich sie über die schmutzigen Backen, und nun zog sie gar ihr blüthenweißes Schnupftuch und puzte dem Kind die Nase. „Ich kann das nicht sehen,“ sagte sie entschuldigend, und dann erröthend: „Ich habe Kinder schrecklich gern!“

Dorn drückte leise ihren Arm an sich; es war das erste Mal, daß er seit der Ankunft seiner Braut eine zärtliche Regung zeigte. Pflichtschuldbigt, mit einem Kuß auf Hand und Wange hatte er sie gestern aus dem Wagen gehoben, sich von den Schwiegereltern mit freundlichen Vorwürfen überhäufen lassen wegen der selbstgewählten Verdamnung, und dann seiner Freude, sie hier zu sehen, in wohlgesetzten Worten Ausdruck gegeben. Nun betrachtete er seine Braut einmal näher. Es war ein liebliches Bild, wie sie sich zu dem schmutzigen Bengel neigte. Wie die verführte Jugend stand sie in der engen Dorfgasse, ihr rosiges Gesicht zeigte den immer gleichen freundlichen Ausdruck. Er hatte diesen hübschen Mund noch nie leidenschaftlich bewegt gesehen; die Oberlippe war ein wenig kurz, noch dazu meistens leicht lächelnd heraufgezogen, daß man die gesunden weißen Schneidezähne blinken sah. Ein allerliebster Mäulchen!

Dorn blickte sich eilig um — es war Niemand in Sicht — und dann streifte sein rascher Kuß diesen allerliebsten Mund; es war ihm geradezu eine Herzenserleichterung, daß Anna nett mit Kindern war — wozu heirathete er sie denn sonst?

„Du — aber!“ Sie sah ihn mit großen, verwunderten Augen an. „Was fällt Dir eigentlich ein? Ach Gott!“ — sie wurde roth bis hinter die zierlichen Ohren — „jetzt hat die das gesehen, wie unangenehm!“

Eine große, schlank Frauengestalt schritt eben an ihnen vorüber; eilig, wie auf der Flucht, glitt sie dicht an den Häusern entlang, sie hatte einen blitzschnellen Blick zu dem Paar herübergeworfen und ihn dann sofort wieder gesenkt.

„Mein Fräulein, Fräulein Lang!“ Dorn hatte so hastig seine Braut losgelassen, daß die fast taumelte. Nun war er mit einem Satz neben der großen Gestalt dicht an den Häusern — jetzt zog er sie mitten auf die Straße, fast schien es gewaltsam; die Schlanke ging mit schlatternden Füßen.

„Gestatten Sie, Fräulein Lang — meine Braut! Anna, Du hast die Ehre, hier Fräulein Irene Lang zu sehen, Du weißt schon, die Verfasserin von ‚Vor Thau und Tag!‘“ Er zupfte seine Braut heimlich am Kleid und sah sie bittend an. „Ich hoffe, die beiden Damen werden gute Freundschaft schließen, ja? Ich verdanke Fräulein Lang meine besten Stunden hier, Anna! — Wo waren Sie gestern, Fräulein Lang? Wo waren Sie? Ich habe Sie vergebens gesucht!“

Versteckte Unruhe lag in seinem Ton, ein stehender Blick streifte die Schlanke; sie sah an ihm vorbei und war sehr bleich. Als hätte er garnicht gesprochen, so suchte ihr Auge nur das junge, rosige Gesicht der Braut.

„Ich freue mich“ — mühsam fielen ihr die Worte von den Lippen, die sich nach jedem Absatz herb zusammenpressten — „ich freue mich — Ihr Herr Bräutigam hat mir viel —“ Ob sie lügen würde? Nein, eine flammende Röthe stieg in ihr blaßes Gesicht — „hat mir von Ihnen erzählt. Ich hoffe, es gefällt Ihnen hier!“

„O ja, o ja!“ Anna Bröcker war zu wohl erzogen, um nein zu sagen. „Es gefällt mir außerordentlich hier!“

„So? Das freut mich!“ Irene Lang neigte den Kopf auf die Brust.

Eine verlegene Pause. Keiner sagte ein Wort. Dorn sah vor sich nieder, seine Fußspitze spielte mit einem Steinchen und schmeckte es hin und her über's Pflaster. Seine Braut hing sich ihm auf einmal fest in den Arm. Auffahrend riß er die Augen auf wie Einer, der jäher erwacht — „Fräulein Lang, darf ich Sie bitten, heute Nachmittag mit uns spazieren zu gehen? Wir Drei gehen allein, die Schwiegereltern sind nicht für weite Parteien. Bitte, kommen Sie mit uns — bitte!“ Er sah, wie es in ihrem Gesicht kämpfte, wie sie zögerte. „Bitte“ — wie ein Hauch traf es an ihr Ohr. Und nun noch einmal, kaum verständlich: „Bitte!“

Für Sekunden tauchten ihre Blicke ineinander; es lag viel in diesem kurzen, athemlosen Anstarren: Liebe, Haß, Furcht, Verlangen. Da war etwas von Gegnerschaft, von der wilden Bertheidigung der in die Enge getriebenen Kage in den Augen des Weibes; die Pupillen erweiterten sich unnatürlich, das feuchte Gran der Iris schillerte grünlich. Sie nickte kurz und streckte dann die Hand aus: „Ich werde kommen; also auf Wiedersehen heute Nachmittag!“ Wie ein großer dunkler Schatten glitt sie an den Häusern weiter.

Die Gasse hinunter flatterte der rosenfarbene Rock von Anna Bröcker; sie war, jetzt sehr gesprächig, auf ihr rechtes Thema gekommen: die moderne Einrichtung. Sie hatte gar keinen Blick für den Wald und die Berge; mit gerötheten Backen erzählte sie von dem wunderbaren Schränkchen mit geschnitzten Engelsköpfen auf den Thüren und imitiert antiken Beschlägen, das sie in Köln gesehen. „Ich sage Dir, süß! Das müssen wir haben, das möchtest Du auch, Erich, nicht? Wie entzückend wird unsere Einrichtung! Es war sehr theuer, aber das schadet ja nichts!“

Nein, das schadete in der That nichts, man brauchte nicht zu rechnen. Dorn ließ sich mit einem gewissen Wohlgefühl neben seiner Braut auf der Bank im Walde nieder — es war dieselbe Bank, auf der er zum ersten Male mit Irene Lang zusammengetroffen; hier hatte er gegessen und den Worten des alten Kinderliedes nachgehungen —

„Und wenn das Kind erwacht,
Dann — dann —“

Heute kein schläfriges Summen in der Luft, keine geheimnißvolle Erwartung webte zwischen den Bäumen, die klare, ruhige Stimme von Anna Bröcker litt keinen Zauberspuk, die übertönte die alte Melodie.

Es war kein Gemüth, dies Spazierengehen am Nachmittag zu Dreien. Anna ließ den Arm ihres Bräutigams nicht los; es war so selbstverständlich, daß sie sich bei ihm einhängte, auch wenn der Weg schmal war und das Gehen zu Zweien erschwerte.

Irene schritt voran oder sie schlenderte langsam hinterdrein; ein angenehmes Gespräch wollte nicht in Fluß kommen. Es waren fast gereizte Bemerkungen, die von Dorn's Lippen kamen; er sah nervös aus, die Stirn verfinstert, unaufhörlich zwirbelte er den Schnurrbart. Seine Braut reizte ihn, sie war bald milde und hatte seiner Meinung nach nicht das richtige Verständniß für die Landschaft; wie könnte sie sonst beim Anblick dieses melancholischen Wassers, das düster beschattet zwischen dunklen Bäumen dahinschlich, sagen: „Ach, wie niedlich!“ Und hier beim gewaltigen Absturz des zerklüfteten Felsens: „Gott, wenn man da herunterfiel!“

Und Irene, warum sah sie ihn nicht ein einziges Mal an, warum drehte sie so hartnäckig den Kopf weg? Was hatte er gethan? Er konnte doch nichts gegen das Geschick! Eine wahre Eier überkam ihn, den festen Nacken da herumzureißen und wild die

eigenen Lippen auf jene herben zu pressen; die konnten küssen, er wußte es. Wenn er die Augen schloß und sich die Szene in Gewittersturm und Regen oben auf dem Berge vergegenwärtigte, dann schwindelte ihm, das Blut rastete ihm durch die Adern — „die Lippen, die sich so berührt —“

Abgespannt kam man heim.

„Du siehst blaß aus, lieber Sohn,“ sagte Schwiegervater Bröcker eines Morgens, „ja, ja, die Liebe!“ Dabei zwinkerte er vergnügt mit den Augen und streckte Dorn die fleischige Hand über den Tisch entgegen.

„Ich habe schon gesagt, Papa, wenn wir erst verheirathet sind, darf Erich Abends nicht so lange über den Büchern sitzen, das ist ihm ungesund. Er hatte gestern wieder ewig Licht, ich sah's gegenüber ganz genau; wie lange es noch brannte, weiß ich nicht, ich war so müde, ich schlief darüber ein!“ Anna gähnte zierlich in der Erinnerung ihres festen, traumlosen Schlafes.

Ja, dieser glückselige Kinderschlaf, wer den noch hätte! Dorn hatte nicht Ruhe, es graute ihm Abends vor der Nacht und Morgens vor dem Tag. Sie entzog sich ihm bereits seit Tagen; sie war wie verschwunden. Ob sie heute wieder nicht mit auf den Spaziergang kommen würde? Er schickte hinüber und ließ fragen. Die alte Birthin brachte selbst die Antwort: „Ne, um? Freilein is net ganz wohl, se läßt sich bedanken!“ Also sie kam nicht, sie wollte nicht!

Anna hätte mehr als einmal Gelegenheit gehabt, sich über ihren Bräutigam zu beklagen, er war einsilbig, unfreundlich. Sie that es aber nicht. „Männer haben ihre Stimmungen; es ist klug, die garnicht zu bemerken,“ hatte die Mutter gesagt. So trug sie allein die Kosten der Unterhaltung, und er gähnte verstoßen dazu.

Was war das für ein Abend! Lind die Luft, weich wie mit Liebesarmen umfing sie. Mildes Mondlicht am Himmel.

Dorn stand in seiner einsamen Stube, die Arme um's Fenstergrenz geschlungen, und starrte über die Gasse mit trockenen, brennenden Augen. Sie schliefen Alle, nur ihm tobte eine wahnsinnige Ungebuld im Körper, eine verzehrende Aufregung hielt ihn wach. Wenn er doch —

Halt, kurrte da nicht ein Fensterriegel?! In der Stille war dieser einzige Laut vernehmbar. Weit beugte sich der Lauscher über die schmale Brüstung. Da war das Fenster seiner Braut, unbeweglich der weiße Vorhang davor, sie schlief den Schlaf des ruhigen Besitzes — aber da — da, im Nebenhause, wo sie wohnte — die Augen quollen ihm aus dem Kopfe — da stand die große Gestalt am Fenster! Weiß leuchtete ihr Gesicht im Mondschein, sie hielt es unbeweglich geradeauf gerichtet — und jetzt — jetzt — sie sah jetzt zu ihm herüber. Er fühlte es, er wußte es, das Herz stand ihm still.

Mechanisch streckte er die Arme aus und hob sie, ließ sie sinken und hob sie wieder. Das weiße Gesicht drüben wurde grell beschienen, es starrte ihn an. Er fuhr zusammen. Hastig und doch behutsam wie ein Dieb öffnete er seine Zimmerthür; er lauschte — Niemand!

Er schlich die Treppe hinunter — nun war er vor'm Hause — sie schliefen Alle. Nur sie nicht. Da trat sie aus ihrer Thür im Mondschein.

Langsam, langsam, mit geschlossenen Füßen schien sie zu gehen; sie kam ihm entgegen und er ihr. Zwei Automaten, von einer geheimnißvollen Maschinerie gelenkt — unwiderstehlich, unabänderlich — so näherten sie sich einander. Jetzt standen sie mitten in der Gasse, Stirn an Stirn.

„Irene!“ Er breitete die Arme aus. „Irene, wo — wo warst Du? Ich vergehe!“ Erstickt kamen ihm die Worte aus der Kehle, er stammelte.

Sie sah ihn an, thränenüberströmt ihr Gesicht, hell glänzten die Tropfen auf ihren Wangen; auch sie hob die Arme.

Aber sie umfaßten sich nicht, sie zitterten Beide. Ein glühender Strom fluthete durch die stille Mondnacht und mischte die heißen Athemzüge ineinander.

„Irene — Sehnsucht — nicht ertragen —!“ Abgerissene Worte.

Jetzt griff der Mann nach des Welbes Hand und preßte die Lippen darauf, wieder und immer wieder.

Sie ließ ihm die Hand — willenlos, fast bewußtlos — ihre Gestalt schien kleiner, in sich zusammengefunken, jeden Augenblick bereit, sich an eine starke Stütze zu lehnen. Ihr Gesicht, sonst so stolz, trug einen bittenden, demüthigen Ausdruck; es stand im scheu fragenden Blick ihrer Augen: Ich bin schwach, ich bin müde, nimm mich — warum nimmst Du mich denn nicht?

Hatte sie es laut gesprochen, oder drang nur Gedanke mit unheimlicher Schärfe in Gedanke? — Laß Deine Braut, noch bist Du nicht unlöslich ge-

bunden; wir gehören zueinander, mein bist Du, wie ich Dein! —

Kein Wort kam über ihre Lippen, und doch sagte er gepreßt, ohne Athem: „Es kann nicht sein — ich — ich — es muß ein Traum bleiben. Mein Gott, Irene, o mein Gott, wie soll das enden?!“

Ein Schauer schüttelte sie, sie kniff die Augen zusammen wie ein Kind, das sich im Dunkeln fürchtet; sie ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Liebst Du mich?“ fragte er flüsternd.

Sie nickte.

„Liebst Du mich über Alles?“ — Sie nickte wieder.

„O,“ — er stöhnte und griff sich in die Haare — „warum, warum, warum kann ich nicht, wie ich möchte? Ich — ich bin nicht in der Lage — ich — wir müssen entsagen! Irene, Irene! Und doch lieb' ich Dich — rasend — zum Verzweifeln — Irene!“ Er hob ihr Gesicht in die Höhe und suchte ihren Blick: „Ein Wort!“

Mit festsam glänzenden Augen, in denen das Mondlicht spiegelte, starrte sie ihn an. Trunken schlug er beide Arme um ihren Leib und hob sie vom Boden. Mit schaukelnden Füßen stand sie dann wieder auf der Erde, schwer ließ sie den Kopf an seine Schulter fallen; sie taumelte.

„Ich — ich kann nicht mehr — ich bin blind, ich bin taub!“ Das Weitere ging unter in Lauten, halb Schluchzen, halb Lachen.

Ihre Erregung gab ihm die Fassung wieder, die Besonnenheit lehrte zurück — nur sich hüten, sich nicht unlöslich verstricken! „Ruhig, Irene, Liebste, Geliebte!“ Er strich ihr das wirre Haar aus der Stirn.

Sich umschlungen haltend, schritten sie dann die Gasse hinunter im Mondlicht; sie warfen ungeheure verzerrte Schatten an die weißen Mauern. Hinter'm letzten Haus standen sie wieder still und umarmten sich.

(Fortsetzung folgt.)



Die Wetterharten. Draußen am Strande, an ein auf dem Lande liegendes Boot geklammert, stehen ein paar Schiffer. Aufmerksam beobachten sie den Lauf eines Schiffes, das auf der See mit den Wellen kämpft. Echtes Seemannstypen führt uns der Norweger Michael Ancher in den „Wetterharten“ vor. In hietem Kampfe mit Wind und Wetter, in harter Arbeit sind ihre Musteln stahlhart, ist ihr Körper widerstandsfähig geworden. Die schwere Lebensführung hat ihr Aeußeres gemodelt. Wie ihre Gesichter im Laufe des Lebens immer schärfer in den Linien werden, wie sich allmählig tiefe Runzeln einstellen, das zeigen die Züge der drei rechtsstehenden Schiffer, das runde Gesicht des jüngsten, der am weitesten zurücksteht, das breite, etlige des Mannes rechts und das schon von tiefen Furchen durchzogene Gesicht des mittleren, im besten Mannesalter stehenden Seemanns. Nichtige „Seebären“ aber sind die beiden Alten. Der Erste, der energische Bootsführer, verfolgt mit Kennermiene die Manöver des Schiffes auf See. Er lugt scharf aus, wie wenn er selbst das Boot durch hohe Wellen sicher leiten müßte. Der zweite Alte ist aus weicherem Holze. Das zeigt die Art, wie er in sich zusammensinkt und sich auf den Rand des Bootes lehnt. In seinen Augen liegt etwas Weiches, Treuerziges. Er ist ein alter Trummer, der seinen Kameraden die verwunderlichsten Geschichten erzählt; er will sie alle selbst erlebt haben und glaubt auch selbst fest daran, allerdings als Einziger. . . Die Desjaden haben die Männer heute nicht umsonst angezogen. Vom Meere her zieht ein schweres Wetter herauf. Eine steife Brise jagt die grauen Wolkenmassen, die den Himmel weit und breit verbängen, vor sich her. In niedrigem Zuge fliegen sie vorüber und bringen kurze Regenschauer. Schwer wälzen sich die sturmgepeitschten Wogen heran und werfen da, wo sie sich am flachen Strande brechen, mächtige Schaumkronen auf.

Das Kind im Sprichwort der Völker. „Eine Ehe ohne Kinder ist wie der Tag ohne Sonne“, heißt es bei den Wenden; „Frauen schämen sich, keine Kinder zu sehen“, spricht der Russe, und in Moskau fügt man hinzu: „Eine Frau ohne Kinder ist wie eine Biene ohne Gras.“ Mit der Elternschaft beginnt erst die Ehe,“ behauptet der Letze, und der Däne weiß: „Kinder sind der Mutter liebstes Spielzeug.“ „Wer keine Kinder hat, weiß nicht, wozu er lebt,“ sagt der Deutsche und der Isländer bestätigt es: „Kinder sind besser als Reichthum.“ Ja, man sagt sogar: „Ein Kind, kein Kind, Zwei Kinder, ein halb Kind, Drei Kinder, ein Kind,“ weil ein Kind bald sterben kann. Es heißt darum auch: „Ein Kind, Rothkind,“ oder, wie der Franzose und der Däne sagen: „Ein Kind, Trauerkind.“ „Ein Kind, Angstkind, Zwei Kinder, Spielkinder.“ Freilich kommt es dabei sehr auf das Geschlecht der Kinder an; nicht überall werden Knaben und Mädchen gleich geachtet. Wenn die Morlaken Dalmatiens die Geburt eines Mädchens zu melden haben, fügen sie stets hinzu: „Mit Verlust zu sagen.“ Der Sohn ist dagegen nach des Hindu Meinung: „Die Lampe eines dunklen Hauses.“ Der Araber nennt ihn: „Die Frucht des Herzens,“ und der Perser: „Des Blinden Stab.“ In Mailand heißt es: „Wenn ein Knabe geboren wird, freut sich die Familie, wenn es ein Mädchen ist, geräth sie in Wuth.“ Dafür versichert aber der Portugiese: „Dem glücklichen Manne wird zuerst die Tochter geboren,“ der Venetianer meint: „Glücklich ist die Frau, deren erstes Kind ein Mädchen ist,“ reinit aber weiter: „Töchter an den Mann zu bringen, harter Knochen zu verschlingen.“ „Das Mädchen macht die Mutter schön,“ sagt man in Toscana, aber: „Wer sagt: Söhne, sage: söhne,“ denn „Söhne zu erziehen, ist wie Eichen zu verdaunen.“ Ganz anders die Mädchen; sie wachsen nach dem Polen „schneller wie der Hanf“ und

sind nach dem Bithauer „wie Weidenruthen, wo Du sie hinlegst, da wachsen sie.“ Und wenn auch der Holländer sagt: „Ein Haus voll Töchter ist ein Keller voll Sauerbier,“ und der Provenzale hinzusetzt: „Viel Töchter sind der Ruin des Hauses,“ so weiß doch der Deutsche: „Töchter sind leicht zu erziehen, nur schwer zu verheirathen.“ „Kind macht der Mutter immer Müß,“ lautet ein alter deutscher Spruch, und fast alle anderen Völker stimmen mit ihm überein. Ebenso aber singt und sagt auch die ganze Erde von jenem Born, der nie verstopft, der ewig fluthenden Mutterliebe. Selbst das häßliche Kind ist in den Augen der Mutter das schönste, küßliche und beste. „Jeder Neffin gefallen ihre Neffchen“ sagt der Bergamaske; die Hindufrau erklärt: „Wenn mein Kind schießt, hat des Nachbars Kind Slogaugen.“ Die Lettin spricht gleicherweise: „Mein einbeiniges Kind ist mir lieber, als Dein zweibeiniges,“ der Finne aber spottet der blinden Mutterliebe: „Willst Du meinen Sproßling sehen, meinen Sohn, den jungen Balfisch? Also rief die Robbenmutter, deren Sohn um eine Spanne größer war, als andere Robben.“ Auch der Holländer findet: „Es giebt nichts Alberneres, als eine Mutter mit ihrem ersten Kinde.“ Ueberhaupt scheint der Holländer sehr kinderfeindlich zu sein, zürnend ruft er in einem anderen Sprichwort: „Kinder zieht Ihr auf? Zieht lieber Spansferkel auf, da habt Ihre alle sechs Wochen Geld,“ oder: „Wohl Dem, der keine Kinder hat!“ denn: „Kinder sind ein Segen des Herrn, aber sie reißn die Knöpfe von den Kleidern.“ „Von alten Leuten und jungen Kindern hat man wenig Dank.“ Darum: „O Kinder, wär' Ihr groß! O Eltern, wär' Ihr todt!“ Allerdings sagt auch der Bithauer: „Wer Kinder hat, hat Sorgen,“ und der Baske fügt hinzu: „Wer Kinder hat, ist die besten Wissen nicht selbst,“ aber er tröstet doch: „Die kinderlosen sind auch nicht frei von Sorgen.“ Ja, es ist ein altes Wort: „Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen.“ Aber wenn auch der Italiener seufzt: „Kleine Kinder, Kopfweh, große Kinder, Herzweh!“ und der Engländer im selben Sinne spricht: „Kinder saugen an der Mutter, wenn sie jung sind, und am Vater, wenn sie alt sind,“ so mag doch Niemand eines seiner Kleinen missen. Ist schon die Erziehung der eigenen Kinder so schwer, daß der Deutsche fragt: „Wären Kinder nicht lieb, wer möchte sie ziehen?“ so ist es noch schwerer, fremden Vater oder Mutter zu erzeuhen. Wer ein fremdes Kind erzieht, sammelt Kohlen im Lufen,“ warnt der Andalusier, und auch der Darger spricht: „Wer will leben ohne Pein, der hüte sich vor Stiefkindern und Wintererschweinen.“ Das Loos der Waisen ist kein beneidenswerthes. „Wer giebt Kringle einer Waisen, wer den Rehring dem Verlassenen?“ fragt der Finne mitleidig; er weiß, daß Jeder sich scheut, den Elternlosen Elternstelle zu erzeuhen, daß selbst die zweite Mutter dem Kinde nichts als Unheil bringt. „Das Kind der Stiefmutter wird doppelt genährt,“ höhnt der Pole, und der Russe weiß: „Die rechten Kinder bekommen süß Madeiragen, aber die Stiefkinder sauren kwas.“ „Der Wittwer findet leicht ein Weib, aber die Waisen nie eine Mutter.“ Der Africaner predigt zwar: „Wenn Dein Kind Dein Stiefkind betrügt, ist's nicht recht, und wenn Dein Stiefkind Dein Kind betrügt, ist's auch nicht recht,“ im Allgemeinen aber bleibt doch das Wort des Vulgaren bestehen: „Das budlige eigene Kind gilt vor dem graden Stiefkind.“ — dg.

Die Höhe der Atmosphäre. Die Luftkugel, welche unsere Erde als Atmosphäre umgiebt, ist durch die Schwere an sie gefesselt und nimmt an ihrer Bewegung Theil. Sie erstreckt sich nicht bis in's Grenzenlose und Unermeßliche, sondern bildet nur eine zarte Nebelhülle, gleichsam einen feinen, durchsichtigen Schleier, der einem außerhalb der Erde befindlichen Auge die Einzelheiten

auf ihrer Oberfläche etwas entzieht und bei bewölktem Zustande völlig verbirgt. Die Schwere der Luft reicht gerade aus, um der Quecksilberssäule im Barometer das Gleichgewicht zu halten; da nun Quecksilber etwa hunderttausend Mal so schwer ist, als Luft, so würde daraus folgen, daß die Luftsäule etwa hunderttausend Mal so hoch ist als das Quecksilber im Barometer steht. Es ist das nur wenig mehr als eine Meile. In Wirklichkeit ist sie aber doch beträchtlich höher; denn steigt man auf hohe Berge oder fliegt man in Luftballon auf, so wird die Luft stets dünner und leichter. Es ist das auch ganz erklärlich; die untersten Luftschichten können durch ihr Gewicht nicht auf den über ihnen befindlichen lasten, so daß diese weniger zusammengepreßt sein müssen, als die untersten, die das Gewicht der ganzen darüber lagernden Luftsäule tragen müssen. Aus diesem Grunde kann es auch keine scharfe Grenze zwischen der Luft und dem leeren Raume geben, sondern die Luft wird immer dünner und dünner und verschwindet ganz allmählig. Auf die Frage, wie hoch ist die Atmosphäre, kann man daher auch keine ganz bestimmte Antwort geben, sondern man muß die Frage etwas einschränken, etwa, in welcher Höhe bringt die Atmosphäre keine wahrnehmbaren Wirkungen mehr hervor? Auf einer wohlthätigen Wirkung der Luft beruht die Dämmerung. Wenn die Sonne, die goldene Lichtpendelin, unter den Horizont hinabsinkt, so tritt kein unvermittelter Uebergang vom hellen Tageslicht zur dunkelsten Nacht ein, sondern nur ganz allmählig wird es dunkler, und erst nach einer Stunde etwa sind wir gendthigt, für unsere Berichtigungen zum künstlichen Lichte zu greifen. Dieses Dämmerlicht sendet uns die über unseren Häuptern befindliche Luft zu; je höher man steigt, um so länger erblickt man die Sonne, und die erleuchteten Lufttheilchen senden das empfangene Licht wieder zur Erde. In welcher Höhe befinden sich die äußersten, letzten Lufttheilchen, kann man fragen, die noch Licht zur Erde senden? Es ist klar, daß man diese Frage beantworten kann, wenn man beobachtet, wie lange Zeit nach Sonnenuntergang vergeht, bis der letzte Lichtschimmer am westlichen Himmel der vollen Nacht weicht. Die bürgerliche Dämmerung ist dann allerdings schon lange vorbei, da das schwache Licht für unsere Arbeiten nicht mehr ausreicht; für den Astronomen aber hört die Dämmerung erst mit dem letzten, schwächsten Lichtschimmer auf. Aus der Dauer derselben, etwa drei Stunden, folgt mit Hilfe einer nicht schwierigen geometrischen Konstruktion, daß die letzten Lufttheilchen, die uns noch Licht zu senden vermögen, etwa elf Meilen hoch sind. Daher kann man wohl sagen, daß in einer Höhe von elf bis zwölf Meilen die Atmosphäre allmählig aufhört. Um ein anschauliches Bild dieser Hülle zu gewinnen, wollen wir uns die Erde in verkleinertem Maßstabe, als einen Globus von einem halben Meter Durchmesser, vorstellen; dann würde die Atmosphäre sich nur einen viertel Millimeter weit erstrecken. Sie bildet also wirklich nur einen zarten Nebelschleier für die Erde, der sie schützend umgiebt und zum Beispiel die sonst unerträgliche Gluth der Sonnenstrahlen jäufstigt und mildert. — h.

Es giebt Leute, die so wenig Herz haben, etwas zu behaupten, daß sie sich nicht zutrauen, zu sagen, es wehe ein kalter Wind, so sehr sie ihn auch fühlen mögen, wenn sie nicht vorher gehört haben, daß es andere Leute gesagt haben. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.